

Schweiz

Franz Fischlin kennt hier niemand

Wie sieht der Medienkonsum der Generation «Digital Natives» aus, und was denken die Jugendlichen über die No-Billag-Abstimmung? Ein Besuch in einer Berner Berufsschule zeigt: Fernsehen wird zeitversetzt geschaut, und aktiv nach Nachrichten suchen die wenigsten.

Sarah Fluck
Bern

Die Schreinerlehrlinge trudeln in kleinen Grüppchen ein. Schon beim Blick an die Beamerprojektion verdreht einer die Augen: «Nein, Sie, können wir nicht ein anderes Thema behandeln?» Über diesen No-Billag-Kram möge er nichts mehr hören. Die Lehrerin für Allgemeinbildung an der Technischen Fachschule Bern lächelt die Kritik des 18-Jährigen professionell weg. «Mütze runter», sagt sie, und los gehen zwei Lektionen zur aktuellen Abstimmungsdebatte. Die Stunde beginnt mit einem Blick in die Forschung: Wie sieht die Mediennutzung der Jugendlichen heute aus?

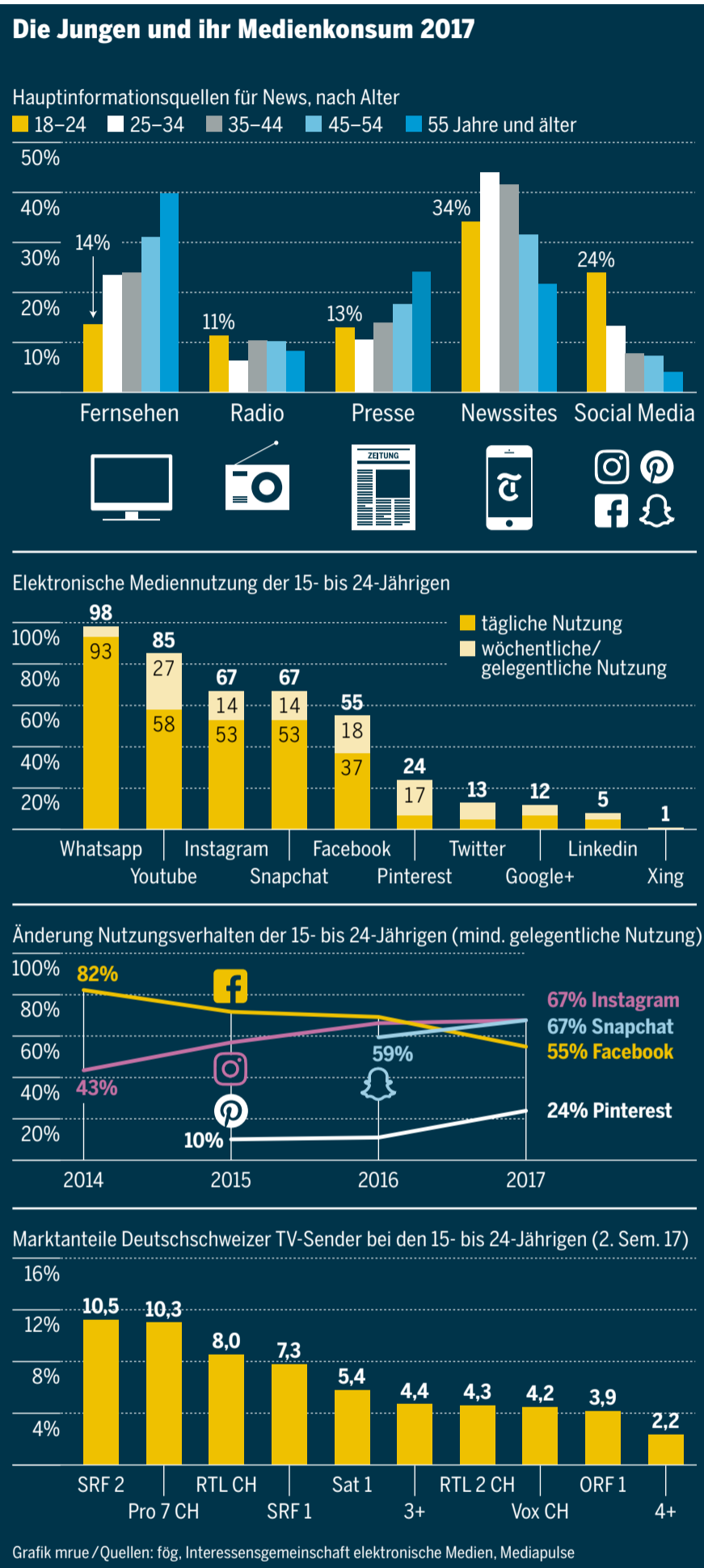
Einer, der dieser Frage für die sogenannte James-Studie im Zweijahresrhythmus nachgeht, ist Daniel Süss, Professor für Medienpsychologie an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. «Die Jugendlichen konsumieren grundsätzlich noch TV, aber ihr Zugang hat sich geändert», sagt Süss. So habe besonders das Streamen, also das zeitversetzte Fernsehschauen, zugenommen. Einzig bei Sportereignissen würden die Jungen noch live zuschalten. Die letzte Studie von Ende 2016 zeigt, dass ein Drittel der 12- bis 19-Jährigen täglich oder mehrmals pro Woche einen Film oder eine Serie streamt - Tendenz steigend. So erstaunt es auch nicht, dass neben der beliebtesten Website Youtube neu auch die Videostreaming-Seiten Bs.to und Netflix in der Rangliste auftauchen. Dagegen hat Facebook an Beliebtheit eingebüsst.

Dies zeigt sich auch beim Vergleich verschiedener Social-Media-Plattformen: Eine Studie der Interessensgemeinschaft elektronische Medien beispielsweise verzeichnet bei Facebook seit 2014 eine Abnahme der Beliebtheit von 27 Prozent zugunsten von Seiten wie Instagram und Snapchat. «Jugendliche befinden sich in einer Lebensphase, in der sie sich immer wieder innerlich und äusserlich neu positionieren», sagt Süss. Darin fügen sich Plattformen mit einem dynamischen Angebot besser ein, die beispielsweise Videoclips nach dem Betrachten löschen, als eine Seite wie Facebook, die mit ihrer statischen Timeline einem ewigen Fotoalbum gleicht.

«Die News finden mich»

Und woher beziehen die Jugendlichen ihre Informationen? Ein Blick auf die Studie des Forschungsinstituts Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög) von 2017 zeigt, dass gerade noch 14 Prozent der 18- bis 24-Jährigen ihre Hauptinformationsquelle im Fernsehen sehen. Beim Radio sind es gar nur deren 11 Prozent.

Schreinerlehrling Dominic ist besonders überrascht über den präsentierten Informationszugang: Dass gerade der Radiokonsum so tief sei, könne er kaum glauben. «Bei uns im Lehrbetrieb läuft das Gerät den ganzen Tag.» Waschechte



Fernsehgucker dagegen gibt es in der Klasse kaum noch. Es sei eher so, dass man ab und an bei den Eltern dazusitze, wenn diese die News auf TeleBärn gucken, oder die «Tagesschau» während des Nachtessens berieselt mitlaufe.

Auch Gratiszeitungen finden in der Klasse nur noch vereinzelte Leserinnen und Leser. Petra ist eine davon; vor allem wegen des Sudoku - «aber auch sonst erhalte ich da alle Infos, die ich benötige». Sie erntet für diese Aussage einen Lacher von Robin, der, wenn es zu den Medien kommt, nur der SRG vertraut: «Die berichten, was wirklich geschehen ist - 20 Minuten» schreibt währenddessen bloss, wie Entchen gerettet werden.» Sandro dagegen sucht Nachrichten nicht aktiv: «Die finden mich einfach.» Via Push-Nachricht auf dem Smartphone oder in Timelines der sozialen Medien. Einzig wenn er etwas über seine Lieblingsgames erfahren möchte, googelt er aktiv danach. Michael konsumiert seine News im Postauto vom Bildschirm oder via «HerrNewstime», einem deutschen Youtube-Kanal, der Informationen zu neuen Webvideos enthält. Auch Dominic sucht sich seine Informationen online: «Ich vertraue keinem einzelnen Medium», erklärt er. Aber wenn er verschiedene Quellen vergleiche, wisse er am Ende, was wahr sei.

10.35-Uhr-Pause: Schon nach Sekunden ist von einem Mobiltelefon die Stimme eines SRF-Sportmoderators zu hören. Die Sportfans der Klasse wollen wissen, was gestern in der Champions League vor sich ging.

«Zwei am Morgen»

Während der zweiten Lektion dreht sich zwischen den Arbeitsblättern bald einmal alles um die SRG. Fabian fragt sich, wofür die drei Buchstaben genau stehen, während Dominic die Institution «das Unterste» findet - die kassiere zu hohe Gebührgelder. Auf die Frage, wie die Schüler sich denn eine TV-Welt ohne SRF vorstellen, gehen die Meinungen auseinander. Robin würde Sendungen wie «Einstein» und «SRF bi de Lüt» vermischen, während Cheryl überzeugt ist, dass dann überall nur noch Werbung, so «Bachelor-Scheiss» oder mies geschau-spielerte Richtersendungen laufen würden. Nicht vermissen würde man Moderator Roman Kilchsperger, da ist man sich einig. «Und was haltet ihr von Franz Fischlin?», fragt die Lehrerin, als es um den Lohn der SRG-Mitarbeiter geht. Der Name des «Tagesschau»-Moderators sagt jedoch niemandem etwas.

Dass sich die jüngere Zielgruppe mehrheitlich im Netz aufhält, ist auch der SRG nicht entgangen. Ihre Social-Media-Zahlen sind entsprechend beeindruckend: Die fünf Unternehmens-einheiten (SRF, RTS, RSI, RTR und Swissinfo) betreiben gemeinsam 110 Facebook-, 54 Twitter-, und 32 Instagram-Konten sowie 44 Youtube-Kanäle. Dazu gehören laut SRG aber auch Accounts

von Moderatoren, die vorwiegend geschäftlich genutzt würden.

Seit März 2016 entwickelt bei SRF zudem der neu gegründete Bereich «Junge Zielgruppen» Onlineformate für Kinder, Teenager und junge Erwachsene. «Ziel ist es, Themen abzudecken, die im TV für die Zielgruppen zu kurz kommen», sagt Bereichsleiter Stefano Semeria. Dazu gehörten Sendungen rund ums Erwachsenwerden, die Berufswahl, Sexualität und Liebe. Dies verbunden mit einer Sprache, die die Jugendlichen sprächen, und mit einem starken regionalen Bezug, sagt Semeria.

Abgesetzte Formate

Vom «True Talk», der Vorurteile der Gesellschaft in Interviews mit Betroffenen direkt konfrontiert, bis zum Erklärformat «Clip und klar!» ist alles mit dabei. Zuletzt wurde die Morgenshow «Zwei am Morgen» mit den als Comedy-Duo bekannten Influencern Julian Graf und Ramin Yousofzai lanciert. Am erfolgreichsten ist mit 8,6 Millionen Facebook-Videostarts der «True Talk». Doch nicht immer lief es so rosig: Die Jugendformate «Jenny-Wanessa» und «Vo Mutzbacher» wurden bereits wieder eingestellt, «da der gewünschte Publikumsdialog nicht entstand oder wir kein weiteres Entwicklungspotenzial gesehen haben», sagt Stefano Semeria.

Bei den Schreinerlehrlingen in Bern sind die Onlineformate noch kaum bekannt. Nachfragen zeigen aber, dass eine Handvoll schon einmal über einen «True Talk» gestolpert ist, das Format aber nicht als SRF zugehörig erkannt hat. Zudem gibt es einen Fan der neuen Morgenshow: Jonas hat schon früher einen Instagram-Kanal des Duos abonniert und ist den beiden in ihre neue «Zwei am Morgen»-Show gefolgt. Sein Fazit: «Schon noch witzig.»

Kurz vor dem Pausengong werden die Lehrlinge nochmals aktiv. Das Los entscheidet, wer vor der Klasse das vorbereitete Wahlstatement präsentieren muss. Robin macht den Anfang: Er würde Nein stimmen: «SRF informiert gut über Geschehenes und sehr gut über den Sport.» Dieser Meinung ist auch Florian und ergänzt: «Die Schweiz soll sich danach endlich bessere Probleme suchen als dieses SRF-Gestümm.» Petra wäre es egal, ja zu stimmen, wenn es nur das Fernsehen betreffen würde. Beim Radio würde sie aber keine Kompromisse machen. Das gehöre zu ihrem täglichen Leben.

Ob die Berufsschüler ihre Meinung auch an der Urne ausdrücken, ist eine andere Frage. Die Statistik zeigt, dass nur 28 Prozent junge Wähler bis 29 Jahren in der letzten eidgenössischen Abstimmung ihre Stimme abgegeben haben. Einer, der sein Couvert aber bereits eingeworfen hat, ist Sandro: Das mache er immer, sagt er grinsend. «Sonst zahlen wir in Bern auch bald eine Busse fürs Nichtwählen, wie die in Schaffhausen.»

«Im Reservat ist es gut, wenn die Romanen Rätoromanisch reden»

Johannes Flury, Präsident der Lia Rumantscha, fordert Rätoromanisch-Unterricht in der ganzen Schweiz - und nicht nur in Graubünden. Bezahlen soll dies der Bund.

Mit Johannes Flury sprach Markus Brotschi

Vor 80 Jahren anerkannte das Schweizervolk Rätoromanisch als Landessprache. Wie geht es der vierten Landessprache heute? Sie liegt nicht auf der Intensivstation, aber es gibt Zeichen der Auszehrung.

Sie sprechen die Abwanderung aus dem romanischen Sprachgebiet an?

Ja, von Abwanderung ist natürlich das ganze Berggebiet betroffen. Aber beim Rätoromanischen kommt hinzu, dass es in ökonomisch schwachen Gebieten ge-

sprochen wird. Und im Unterschied zu 1938 gibt es in fast allen romanischsprachigen Gebieten viel Tourismus. Das ist zwar positiv, denn der Fremdenverkehr ist die Haupteinnahmequelle, und die Touristen sind von unserer Sprache sehr fasziniert. Aber gleichzeitig bringen die Touristen die Sprache in Gefahr. Denn plötzlich redet man im Dorfaden nur noch Deutsch oder Italienisch.

Wie viele der Rätoromanen leben in der Diaspora?

30 Prozent, die meisten in der Deutschschweiz. Wenn man noch die Stadt Chur dazunimmt, die nicht zum traditionellen romanischsprachigen Gebiet gehört, sind es 40 Prozent. Unterdessen hat sich das Territorialprinzip überholt, heute sollte die ganze Schweiz als Territorium für die rätoromanische Sprache gelten.

Also müsste man Abfallreglemente nicht nur in Albanisch, Tamil oder Türkisch abgeben, sondern auch in Rätoromanisch?

(lacht) Nein, so weit müssen wir nicht gehen. Aber zum Beispiel in Zürich einen Kinderhort in Romanisch anbieten oder am Donnerstagnachmittag in einer Schule in Zürich zwei Stunden Schreiben und Lesen in Romanisch. Das wäre nicht mehr als das, was man beispielsweise für die Albaner oder Italiener auch macht.

Es gibt in der Stadt Zürich eine Kinderkrippe für Rätoromanen, die Canorta Rumantscha Turigt. Aber die ist für die Eltern sehr teuer, da die Stadt nur deutschsprachige Krippen unterstützen darf.

Das zeigt genau das Problem. Der Bund unterstützt das Rätoromanische über Zahlungen an den Kanton Graubünden. Aber dort leben immer weniger Rätoromanen. Von daher ist der Vergleich mit den Albanern durchaus passend. Bei den ausländischen Kindern wird der Sprachunterricht zum Teil von den Herkunftsländern bezahlt. Deshalb fragen wir uns, warum der Bund das nicht für

die Rätoromanen ausserhalb Graubündens finanzieren kann. Es ist eine staatspolitisch unhaltbare Situation, dass der Bund das Rätoromanische nur im angestammten Gebiet unterstützt.

Leben immer noch am meisten Exil-Bündner in Zürich?

Ja, und hier sollten wir vordringlich handeln. In Zürich wurden zwar Schulzimmer und etwas Geld aus dem Lotteriefonds zur Verfügung gestellt. Der Kanton selbst befand jedoch, für eine finanzielle Unterstützung fehle die gesetzliche Grundlage. Selbst wenn dies



Johannes Flury ist Präsident der Lia Rumantscha. Diese fördert die romanische Sprache und Kultur.

stimmt: Eine gesetzliche Grundlage kann man ja ändern. Wir möchten nur Zusatzunterricht, wir verlangen keine romanische Primarschule.

Aber die Rätoromanen geniessen doch in der Schweiz insgesamt viel Sympathie.

80 bis 90 Prozent der Schweizer sagen mit Stolz, sie lebten in einem viersprachigen Land. Aber wenn es darum geht, der vierten Sprache einen minimalen Auslauf und eine minimale Finanzierung zu bieten, wird man sofort zurückhaltender. Es ist ein mangelndes Bewusstsein gegenüber dem Rätoromanischen vorhanden. Es ist ein Reservatdenken: Im Reservat ist es gut, wenn die Romanen Rätoromanisch reden. Aber man muss auch zugeben, dass im eigenen Kanton die Sympathien für uns weniger gross sind. Deutschbündner empfinden die Rätoromanen manchmal eher als störend, statt damit zu werben, dass Graubünden der einzige dreisprachige Kanton sei.